

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 21

Artikel: Jonas Truttmann. Zweiundzwanzigstes Kapitel
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671917>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVI. Jahrgang

Zürich, 1. August 1933

Heft 21

Heimatgefühl.

Wie klinget die Welle,
Wie wehet ein Wind!
O selige Schwelle,
Wo wir geboren sind!

Du himmlische Bläue,
Du irdisches Grün!
Voll Lieb und voll Treue,
Wie wird mein Herz so kühn!

Wie Reben sich ranken
Mit innigem Trieb,
So, meine Gedanken,
Habt hier alles lieb!

Da hebt sich kein Wehen,
Da regt sich kein Blatt,
Ich kann draus verstehen,
Wie lieb man mich hat.

Ihr himmlischen Fernen,
Wie seid ihr mir nah;
Ich griff nach den Sternen
Hier aus der Wiege ja.

Treib wieder und wieder,
Du herrlicher Rhein!
Du kommst mir ja wieder,
Läßt nie mich allein.

Meine Mühle ist brochen
Und klappert nicht mehr,
Mein Herz hör' ich pochen,
Als wenn's die Mühle wär'.

O Vater, wie bange
War mir es nach dir!
Horch meinem Gesange,
Dein Sohn ist wieder hier!

Du spiegelst und gleitest
Im mondlichen Glanz;
Die Arme du breitest,
Empfange meinen Kranz!

Clemens Brentano.

Jonas Truttmann.

Roman von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Zweiundzwanzigstes Kapitel.
Jonas kam nicht. Nun war das Kind schon
zwei Tage alt, und er hatte sich noch nicht um
es gekümmert.

Die Hebamme fragte nach ihm und wunderte
sich offenbar.

Franziska antwortete ihr: „Seine Zeit ist
knapp. Er hat zu viel zu sorgen und zu denken.“

Zu Inocenta aber sprach Franziska immer noch nicht von seinem Fernbleiben.

Endlich hielt sich die Wöchnerin nicht länger. „Kannst du ihn nicht bitten, zu kommen?“ fragte sie die Magd.

Die Franzi stand an ihrem Bett, sah mitleidig auf sie herab und strich ihr eine der dunklen Locken, die weich und voll Glanz auf der weißen Stirne lagen, zurück. Dann sagte sie: „Er kommt nicht. Er will nicht kommen.“

Die junge Frau lag still auf dem Rücken. Die Lider fielen ihr zu.

„Ich habe vorgesorgt,“ erzählte Franziska. „Wie du es haben willst, werden dein Vater und ich Gevatter sein.“ Sie sprach nicht davon, daß Jonas nicht mit zur Kirche gehen werde. Es schien ihr genug, darüber Inocenta sich grämen konnte.

„Der Name,“ fragte diese leise, „ist Jonas der Name recht?“

„Er will nicht, daß das Kind nach ihm heißt,“ sagte Franziska.

Wieder lag die andere wie von Schlägen betäubt.

„Nenne das Kind Joseph,“ riet Franziska. „Es ist ein heiliger Name und — dein Vater heißt so.“

„Auch er ist noch nicht dagewesen,“ sagte Inocenta erregt. „Aber ich weiß schon, warum er nicht kommt.“

Aber der Vorschlag der Franzi beschäftigte sie. Es war ihr, als ob sie dem alten, haltlosen Mann, dem Vater, etwas Gutes täte, wenn sie das Kind nach ihm hieße. „Ja“, sagte sie plötzlich, „laß ihn Joseph taufen.“

„Gott helfe uns,“ sagte die Magd und ging hinaus.

Nun lag die Wöchnerin Stunden und Tage. Man trug das Kind zur Laufe und brachte es ihr wieder. Wenn sie es ansah, weinte sie. Der Gedanke war wie ein Stein in ihr, daß es keinen Vater hatte. Und es zerbrach ihr in diesen Tagen etwas von dem Mut, den es zum Leben brauchte.

Sie hatte eine langsame Genesung. Als sie immer nicht aufstehen konnte, sondern stets Schwindelanfälle bekam, wenn sie es einmal versuchte, ließ Franziska den Arzt kommen, der nun allerlei Stärkendes verordnete. Auch Jonas sagte die Magd von Inocentas großer Schwäche. Er antwortete nicht. Sie wußte nicht, ob er sie verstanden hatte.

Aber als es warm und sommerhaft wurde,

erhob sich Inocenta doch und konnte ihr Kind selbst in die Sonne tragen. Der Knabe war schwer, denn er gedieh erstaunlich. Aber es konnte nicht seine Last allein sein, die die Mutter so niederdrückte. Ihr Rücken wölbte sich und die Brust sank ein. Auch zerfiel an dem Antlitz, das wie ein Kunstwerk Gottes gewesen war, etwas, von dem man nicht sagen konnte, was es war. Lag es in den paar Runzeln, die quer über die Stirn liefen oder in den Schattentiefen, die an den Augen sich zeigten? Ihre Kraft reichte nicht, zu tragen, was ihr auferlegt war.

Inocenta war weh um Jonas. Allein da er so gar nichts von ihr und dem Kinde wissen wollte, wick sie ihm nun mit diesem aus, nicht aus Stolz, sondern aus Demut, damit er sich nicht an ihr ärgere.

Einmal begegnete Franziska, die Magd, auf dem Nachhauseweg von der Kirche Truttmann, der nie mehr den Gottesdienst besuchte. Sie trafen sich an einer Stelle, wo es kein Ausweichen gab. Ein Wiesenpfad kam da hinter einer hohen Hecke hervor und traf mit der Straße zusammen. Die Franzi hatte noch eine ihr bekannte Frau begleitet, war etwas verspätet, und die Straße war schon mittag leer. Sie ging, ohne viel zu denken, zufrieden mit sich und besonders mit Gott, den sie eben aus der Predigt des Hochwürdigen gespürt und dem sie ihre Gebete mit einer dumpfen, ein wenig schläfrigen Frömmigkeit dargebracht hatte. Sie trug ihr schwarzes Kleid, das ihr schwerer, ungefügiger Körper in allen Nähten spannte, und ihr schwarzes Kopftuch, aus dem das rote Gesicht wie ein runder Holländerkäse glühte. Plötzlich sah sie wenige Schritte vor sich Jonas in ihren Weg einbiegen. Er hatte sie nicht bemerkt, sondern war hinter der Hecke hervorgegeschwenkt, dunkel angezogen, einen Hut auf dem Kopf, den er aber jetzt abnahm und seines Wiegeganges wegen in der Hand schwenkte. Sie sah die Sonne auf seinem schönen, vollen, braunen Haar liegen, und es fiel ihr auf, daß es zwar nicht ungekämmt, aber so aussah, als ob eine Hand oft verloren oder unruhig hindurch gestrichen hätte. Zuweilen gingen die Schultern des lahmen Mannes hoch. Das mochte die Folge seines Ganges sein. Franziska deutete es aber anders, es schien ihr wie eine Gebärde des Unbehagens: Wenn nur niemand hinter mir kommt. Sie wußte, und wenn sie es nicht gewußt hätte, so fühlte sie es jetzt aus einem unbestimmten Etwas, das den Mann vor ihr un-

gab: Er hatte einen förmlichen Abscheu vor der Luft, in der mit ihm noch ein anderer Mensch atmete. Dennoch ging es ihr gegen das Gefühl, ihn einfach allein weitergehen zu lassen. Mit ein paar weiten Schritten holte sie ihn ein.

„Tag,“ grüßte sie.

Im letzten Augenblick hatte er sie gehört und sich geduckt, als ob er eine Staubwolke über sich hingehen lassen müsse. Aber als er sie erkannte, atmete er ein wenig auf.

„Bist in der Kirche gewesen?“ fragte er oben hin. Damit trat er an das jenseitige Straßeneck und legte so die ganze Wegbreite zwischen sich und sie. Er hatte keine Lust zu einer Unterhaltung.

Aber sie ließ ihn nicht los. „Ihr geht nie mehr in die Kirche, Truttmann,“ begann sie.

„Nein.“

„Vielleicht solltet Ihr es doch nicht ganz lassen,“ beharrte sie.

Er verhielt einen Augenblick den Schritt, als ob er ihr bedeuten möchte, daß sie weitergehen möge, aber dann antwortete er ihr: „Ich wüßte nicht warum. Es gibt genug Leute, die in die Kirche laufen, damit andere ihre Schönheit anstaunen, und wenn sie auch nur in den Kleidern steckte, da kann es auch einmal einen geben, der nicht hingehet, damit man seine Häßlichkeit nicht angafft.“

„Ihr wißt recht gut, daß es an dem Jonas vom Seegut noch anderes anzuschauen gibt.“

„Ja, viel, worüber sich lästern läßt,“ sagte er.

„Und vieles, was ihm kein anderer nachmacht.“

Es war, als treffe ihn das versteckte Lob. Er schwieg.

Sie glaubte ihn in einer guten Stimmung zu haben. „Jonas,“ sagte sie. „Jonas Truttmann, wollt Ihr nicht, wenn wir heimkommen, einmal das Kind ansehen?“

„Nein!“ fuhr er sie an.

„Es ist doch wider die Natur,“ beharrte sie. „Und nehmt Euch in acht, die Centi geht zugrunde an Eurem Wesen.“

Er machte kleine Augen. „Hat sie dich geschickt, mir das zu sagen?“ fragte er.

Sie stand still. „Weiß Gott, Ihr denkt schlecht von den Leuten,“ sagte sie.

„So haben sie mich's gelehrt,“ antwortete er wieder.

Die Franzi verstummte.

Aber nun kam er plötzlich an ihre Seite gehumpelt. Er nahm sie beim Handgelenk. Sie

spürte seine Finger, wie sie sich klammernd und wie von einer inneren Wucht mit einer wilden Stärke begab, um ihr Gelenk legten. „Du hast mir schon zu viel von dieser Sache geredet,“ sagte er. „Du meinst, du habest ein Recht. Vergeiß nicht, daß wir zwei nicht auf alle Fälle zusammen gehören, wenn wir schon lange beisammen gewesen sind.“

Die Franziska erschrak so, daß sie kein Wort fand. Das war doch so gut, wie wenn er sie vor die Tür stellte. Der Boden schwankte ihr unter den Füßen. Aber sie dachte nicht einen Augenblick an die Möglichkeit des Fortgehens. Und wenn er sie weggejagt hätte, sie wäre heimlich in seinem Stall untergekröchen oder immer wieder unter sein Fenster gelaufen, wie ein Hund, der nicht vom Hause geht.

Er ließ jetzt ihre Hand los. Ohne ein Wort mehr legten sie den Rest des Weges zurück.

Oben an der Treppe stand Inocenta mit ihrem Säugling in der Sonne, aber sie trat ins Haus, sobald sie sah, wer kam.

Jonas und Franziska stiegen die Stufen hinauf. Im Flur trennten sie sich so wortlos, wie sie gekommen waren. Wird er noch einmal vom Fortgehen reden? dachte Franziska, aber die Angst war unnötig.

Jonas trat in die Wohnstube. Sie war leer und kahl, wie nun oft. Er begab sich in die Schlafkammer hinüber. Ein Brief lag dort. Er nahm ihn auf, erkannte die Handschrift der Serafina, seiner Schwester, und legte ihn wieder hin. Das Gespräch mit der Franzi lag ihm noch im Sinn, nicht, wo es von Inocenta gehandelt hatte, aber wie sie gar nichts auf seine Drohung, sie wegzuschicken, erwidert hatte. Er gestand sich, daß er sie nicht gern verlor. Aber er wunderte sich gleichzeitig, daß sie noch bei ihm aushielt. Vielleicht, wenn sie jetzt gerade dagewesen, wäre er ihr mit der Hand über den breiten Rücken gestrichen, gedankenlos, wie man den Hund streichelt, der einem in einer schweren Stunde den Kopf aufs Knie legt, als ob er einen verstände.

Nach einer Weile öffnete er den Brief. Die Schwester schrieb wegen eines kleinen Darlehens. Ihr Mann war krank gewesen und in der Lösung seiner Verbindlichkeiten in Rückstand gekommen.

Jeder Muskel in Jonas' Körper zog sich zusammen. Es war, als ob ihm auch die Seele eingeschnürt würde. Nicht einen Klappen, dachte

er, nicht einen Kappen. Dann kramte er sein Geschäftsbuch hervor und begann zu rechnen. Scharf und überlegen prüfte er Posten um Posten. Wenn sie wüßten, wieviel ihm schon auf der Bank lag! Wenn sie wüßten, wie er in dem, was allen die Hauptsache war, im Gelde, schon über sie hinaus gewachsen war!

Jetzt schlug Jonas die Seite des Geni auf. Er war den ersten Zins auf die Hypothek schuldig geblieben. Natürlich! Das hätte er ihm voraussetzen können. Da müßte einer anders zu wirtschaften verstehen. Und — nur Geduld — der Tag würde schon kommen, da der Geni auch vom Stafel fort mußte! Er zog ein paar Zahlen aus und addierte. Es stimmte alles. Aber er freute sich nicht. Er spürte ein Brennen in sich, als liege irgendwo Fleisch bloß. Er war elend. Das Leben ekelte ihn an. Es fiel ihm ein, daß die Märkte abge sagt worden waren, der Grippe wegen, die so viel Opfer forderte und wie eine Pest durchs Land ging. Wenn sie doch dich packte! dachte er und hatte eine wilde Sehnsucht nach einem Ende.

Plötzlich — so ging es ihm oft — mußte er an die Veränderung denken, die die Schlafkammer gegen früher erfahren hatte. Seit der Mutter Zeiten hatten da zwei Betten gestanden, und jetzt war die Stelle des einen leer. Kalt, wie der Schragen einer Gefängniszelle, stand das feine dort. Und Inocenta fiel ihm ein, wie sie hier mit ihm gehaust hatte. In ihrer jungen Schönheit stand sie vor ihm. Sie war immer anspruchslos und freundlich gewesen. Ein sanftes Licht hatte diese Kammer erfüllt, so lange sie mit ihm darin gewohnt.

Das Brennen in seinem Innern wurde stärker. Es folterte ihn. Herrgott, daß er so ausgestoßen war! Einem Menschen auf der Welt möchte er einmal sagen können, wie ihm zumute war. Aber er hatte keinen. Und — wenn er einen hätte, er würde ja doch nicht aus sich heraus und reden können. Die Mutter! Seltsam, daß er sich ihrer wieder erinnerte, der Frau, die ihr Leben lang nie auf ihn geachtet hatte! Der Blick, den sie ihm noch in ihrem letzten Augenblick gegeben! Und sie war — die Mutter gewesen. Wenn — wenn wenigstens sie noch da wäre! Es wäre nicht viel. Aber doch etwas.

Er legte die Arme vor sich auf den Tisch und die Stirn so hinein, daß sein Blick an den Boden irren konnte. Was war diese Welt eine Hölle! Warum mußten da Leute herumlaufen wie er!

Lange saß er so, in sich zusammengeworfen,

seine Einsamkeit und sein Menschenverlangen zerfügten seine Seele.

Aber dann nahm er sein Buch wieder vor und rechnete, rechnete dem nach, was ihn unabhängig machte, dem Gelde, und dem, was eine Waffe war, dem Gelde, und dem, mit dem man anderen zuleid leben konnte, dem Gelde, dem Gelde, dem Gelde.

Inocenta saß in diesen Sommertagen mit ihrem Knaben viel unten am See. Es war da still, und die Leute vom Seegut kamen selten da hinunter. Das Gras in der Seewiese war noch nicht schnittreif, doch stand es so hoch, daß, wenn man sich ins Boot setzte, man von der Straße aus kaum gesehen werden konnte. Inocenta stieg mit dem Kind in den plumpen Rauen. Stundenlang saß sie da. Es brachte ihr keine innere Erleichterung, aber es legte sich eine sanfte Schläfrigkeit über sie, die die Trostlosigkeit, die in ihr war, betäubte. Das blaugrüne Wasser lag träge, aber mit einem blendenden Silberglanz um das Boot gebettet. Zuweilen glitt eine langbeinige Mücke darüber hin oder schwirrte eine Libelle umher, deren Flügel wie kleine Flammen zuckten. Inocenta beobachtete dies kleine Leben, ohne daß es ihre Seele erweckte. Der Friede des Augenblicks war ihr wohltätig. Auch die Wärme, die vom Himmel auf sie niederströmte. An diesem tauchten nur zuweilen weiße Wolken auf und versanken wieder. Die Sonne begann zu brennen. Aber Inocentas Rücken bekam nicht genug davon, und ihr Leib trank sie, ohne daß ihr Innerstes mehr als ein zwischen Kälte und Behagen schwankendes Fieber empfunden hätte. Das Kind schützte sie mit dem eigenen Körper vor den allzu scharfen Strahlen. Sie nahm es an die Brust. Dann schlummerte es. Das feine Gesichtlein, die weißen Wangen, die zarte Nase, der knospenhafte Mund bewegten sich in leisem Atem. Im Traume zuckten manchmal die durchsichtigen Lider oder entrang sich den Lippen ein kleiner Ton, der wie ein Seufzer, eine unbewußte Klage klang. Inocenta sah das alles, und es war, als sehe sie das Leben ihrer eigenen Seele.

Sie besorgte das Kind mit sanften Händen und einem Herzen, das von Liebe überquoll. Nie vorher hatte sie irgend etwas auf der Erde so geliebt wie das kleine, hilflose Wesen in ihren Armen.

Sie erlebte auch den Augenblick, da der Knabe erwachte und nun mit großen offenen Augen lag, in denen scheinbar noch der Traum stand



Häuser Hohenegg bei Saas-See. Nach einem Gemälde von Ernst Burkhard, Richterswil.

und die kein Ziel hatten. Auf einmal aber begegneten sie den ihren, und nun ging ein Zucken um den Kindermund, das erste Lächeln blühte auf. Es trieb Inocenta die Tränen in die Augen.

Wenn das die Franzi sieht, dachte Inocenta.

Daran hingte sich ein nicht voll erwachender Wunsch: Wenn auch Jonas das sehen könnte! Und dann wurde ihr wieder schwer.

Eines Tages, unten am See, hörte sie nahende Schritte. Sie drehte sich um, und Geni stand vor ihr.

Er war wieder einmal in Uniform und im Begriff, einzurücken. Der blonde Schopf leuchtete unter der Offiziersmütze.

„Hast du mich nicht gesehen?“ fragte er.

„Nein, wo?“ fragte sie verwirrt.

„Oben auf der Straße, ich war schon da drüben, wo es ins Tal geht, da sah ich dich hier sitzen.“

Sie wurde unruhig. Wenn nur Jonas nicht in der Nähe war, dachte sie. Er trat jetzt ganz an das angefettete Boot heran, auf einem großen Stein im Wasser Fuß fassend. „Was macht das Kind?“ fragte er und beugte sich über den schlafenden Knaben.

Sie zog den Schleier fort, mit dem sie das Gesichtlein bedeckt hatte.

Er betrachtete es. „Was sagt der Jonas?“ fragte er; es klang zornig und wegwerfend.

Inocenta errötete. Sie mußte nach einer Antwort suchen. Endlich gestand sie: „Er hat es noch nicht gesehen.“

Vor Staunen trat er mit einem Fuß ins Wasser. Und plötzlich dämmerte ihm auf, warum der Bruder das Kind nicht sehen wollte. „So ein Teufel,“ sagte er erregt.

„Er glaubt mir nicht — —“ klagte sie hilflos.

Er stieg zu ihr ins Boot. Ohne Fragen setzte er sich dicht vor sie hin. „Unmöglich!“ stieß er heraus. „So hinverbrannt —“ Und sich selber aus dem Saße herausreißend, fuhr er fort: „Und doch sieht es ihm gleich. Der Böse selber kann nicht mehr Bosheit ersinnen. Weißt, wie er mir's macht? Ich bin wohl nicht mehr lange auf dem Stafel. Er ersticht mich da oben wie das Unkraut den Gutsamen.“

Inocenta schaute auf. Ihre Angst, daß Jonas kommen könnte, vermischte sich mit einem Geiste seltsamen Widerspruchs, der sich in ihrem Innern gegen sein Schelten regte.

Aber er erzählte ihr, wie er auf dem Gut nicht zu Gedeihen kommen könne, Jonas habe ihn

ganz in die Finger bekommen, indem er die kleine Schuld, die Geni anfänglich gegen ihn gehabt, mit Geschick immer mehr anwachsen lasse. Er könne sich nicht regen, da er kein Kapital habe. Am Ende werde ihm nichts anderes übrigbleiben, als sich doch dem Militärdienst hinzugeben, was zwar ein gefährliches Handwerk sei, wenn man wie er die Bazen nicht zu halten verstehe.

„Vielleicht sind wir doch im Unrecht, Geni,“ sagte Inocenta plötzlich. „Vielleicht haben wir ihm weher getan als er uns.“

Die Worte verblüfften ihn. „Unrecht — wir —“ brauste er auf. „Erschlagen könnte ich ihn, und es würde mich noch eine gute Tat dünken.“

„Geni,“ mahnte sie zitternd.

Er hatte sie bisher noch gar nicht recht angesehen. Es hatte ihn nur wie mit Seilen zu ihr gezogen, als er sie erblickt hatte, die er doch immer unbewußt im Herzen trug. Sie kam ihm gealtert vor. Er sah eine leise Zerstörung in ihren Zügen. Es kühlte ihn seltsam ab. Vielleicht taten es auch ihre Worte.

„Wie kannst du nur so geduldig sein!“ sprach er. „Du lieferst dich an die Schlachtbank wie ein Lamm. Du hast am Ende ganz vergessen, daß wir — —“

Sie begegnete seinem Blick. „Das habe ich nicht vergessen,“ sagte sie mit einem tiefen, vorwurfsvollen Ernste. „Aber — wenn auch das nicht wäre —“ sie deutete mit einem leichten Senken des Kopfes nach dem Kinde — „ich habe es dir schon einmal gesagt: Nachdem ich aus freien Stücken zu Jonas gegangen bin, könnte ich ihm nicht Unrecht tun.“

„Trotz allem, was er dir antut?“

„Vor dem lag eine Schuld von mir.“

„Ich weiß nicht, seid ihr Frauen alle so?“

Sie sah wohl, daß er sich in einem zornvollen Nichtverstehen innerlich von ihr abwendete. Aber, obgleich ihr das weh tat, sprach sie weiter: „Dir steht die ganze Welt offen. Alle Menschen haben dich gern, du — Staatssoldat, du!“

In all ihrem Kummer lächelte sie ein wenig.

Ihm aber kam etwas wie Selbsterkenntnis. „Das ist nicht immer ein Glück, wenn einen alle Welt mag. Es ist vielleicht an einem mehr gelegen als an allen anderen.“

Er blickte nach der Straße hinauf, wo sie im Süden, zwischen den Bergen verschwindend, noch sichtbar war. Halb war er mit seinen Gedanken schon auf diesem Wege.

„Und jetzt muß ich fort,“ fügte er in verlore-

nem Ton hinzu. Er trat auf sie zu. Er legte die Hand auf ihre Schulter. Noch einmal quoll die Leidenschaft für sie in ihm auf.

Sie saß ganz still, den Blick auf dem Kinde, mit der einen Hand seine kleinen Finger, die zu einem Fäustchen geballt waren, lösend.

„Ade, Centi,“ sagte Geni.

„Ade, Schwager. Gute Zeit!“ Ihre Traurigkeit läutete in den Worten.

Er entfernte sich, ohne daß sie einander noch die Hand gereicht hätten. Ihm war zumut wie einem, der keine Richtung weiß. Er gab sich nicht genau Rechenschaft. Inocenta war ihm fremder geworden. War es das seltsame Altern, das über sie ergangen? War es das widerstandslose Erleiden, dem sie sich ergeben hatte? Er verließ sie und den Ort mit dem Gefühl: Wenn du nur fort bist! Wenn du nur nicht wieder zu kommen brauchtest! Aber er hatte auch keine rechte Freude an seinem nächsten Ziel.

Als er auf die Straße kam, sah er am Hause oben Jonas stehen und fühlte, daß er ihn erkannt hatte. Die Galle stieg ihm. Aber es überlief ihn auch ein merkwürdiges Gefühl der Erwartung, fast einer leichten Besorgnis. Was wird er noch tun? dachte er.

Inocenta saß am See. Sie hörte, wie Genis

Schritte verflangen. Zwei Tränen hingen an ihren Lidern und tropften langsam in ihren Schoß. Eine fiel auf des Kindes Hand, und sie wischte sie hastig fort, erschrocken das Fäustlein in ihren Fingern wärmend. Nun war Geni auch fort, dachte sie. Nun hatte sie keinen mehr! Du hast ihnen Unglück gebracht, dachte sie weiter. Und dann fragte sie sich, ob sie nun so verstoßen bleiben werde — bis an ihr Ende? — Bis an ihr Ende?

Sie fühlte sich müde. Das innerliche Frieren wurde stärker, so heiß die Sonne auf ihren Rücken brannte. Es trieb sie heim.

Sie nahm den Knaben, stieg aus dem Boot und wendete sich in die Wiesen. Ihre Füße waren schwer, als klebten die Sohlen am Erdreich des Pfades.

Oben am Hause stand Jonas noch immer. Das Blut kam ihr. Sicher hatte er schon dagestanden, als Geni — Aber dann schritt sie ruhig weiter. Sie war sich keines Unrechts mehr bewußt.

Jonas trat in den Stall, lange bevor sie ins Haus hinauf kam. So wich er ihr immer aus. Sie wunderte sich, daß er sie noch an seinem Tisch litt.

(Fortsetzung folgt.)

In den Boralpen.

Herden allerwegen
Decken das Gefild,
Rauschend stürmt entgegen
Schon die Welle wild.

Hügelwärts gerichtet
Zieht der Straße Lauf,
Wo der Lann sich lichtet,
Steigen Berge auf.

Martin Greif.

Aus meinem afrikanischen Skizzenbuch.

Zwei Städte am Meer (Dran und Alicante).

Von Ernst Eschmann.

Neben Algier spielt Dran die größte Rolle im Leben Algeriens. Der rege Handel hat die Küstenstadt groß gemacht. Die mächtigen Reihen von Fassern, die ein ausgedehntes Areal des Hafens bedecken, lassen sofort erkennen, daß von hier aus viel Wein nach Europa wandert. Es ist ein bekömmlicher Tropfen, ein guter Landwein, der den breitesten Schichten dient und zu billigem Preis ausgeschenkt wird. Im Lande drin, vom Meere abgewandt, dehnen sich die Kulturen und bedecken riesige Flächen.

Der Fremde weiß, daß er in Dran nicht außergewöhnliche Dinge findet. Nicht der Kunst zuliebe kommt er hierher, auch nicht, um ethno-

graphische Entdeckungen zu machen. Man merkt gar bald, daß der europäische Ton überwiegt. Das Straßenbild ist nicht mehr so bunt, die eingeborenen Araber treten zurück. Sie haben sich in ein ihnen besonders zugewiesenes Viertel zurückgezogen, während in den schönen Hauptstraßen der französische Kaufmann und die elegante Welt sich Rendez-vous geben. Und ein anderes Element taucht hier auf, das mit der Gesellschaft und Lage der Stadt in engem Zusammenhang steht: Spanien! Spanische Sprache, spanische Typen. In der Tat, wir sind der iberischen Halbinsel nahegerückt. Es gab Zeiten, da der Spanier hier sein Szepter schwang. Im